

Die junge Gefangene

Autor(en): **Hohlbaum, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die junge Gefangene.

Novelle von Robert Hohlbaum.

André Chénier saß nun schon drei Stunden still, ohne einen Muskel zu rühren, auf dem Holzsessel seiner elenden Zelle und starrte durch das vergitterte Fenster. Zuerst hatte er nichts gesehen als die dunkle, brauende Masse der Nacht, dann war diese einem gelbgrauen, schmutzigen Nebel gewichen, der immer heller geworden, und nun unterschied er schon deutlich die tödlichfahlen Hofmauern, bedacht von einem trüben, schweren Himmel.

Langsam strich der junge Chénier über die glatte weiße Stirne, als wollte er einen lästigen Traum verscheuchen. Langsam hob er den Kopf, warf die Locken in den Nacken, schüttelte sich und krallte die Nägel in die Hand, bis es ihn schmerzte. Es nützte alles nichts, es war Wirklichkeit. Er saß im Gefängnis von Saint-Lazare und war angeklagt, angeklagt... welches Verbrechens denn? Das wußte er nicht, und — ein bitteres Lächeln umspann seinen Mund — die Ankläger wußten es wohl vorläufig selbst nicht. Mühsam erinnerte er sich, wie alles gekommen war.

Er war gestern im Abenddämmern aus seinem kleinen Landhaus im Gehölz bei Versailles, wo er seinen Dichterträumen nachhing, über die freie Wiese und den stillen Waldweg nach der Wohnung seines Freundes gegangen wie alle Tage. Der Freund war nicht daheim gewesen, nur dessen Gattin und Mutter. Kaum hatten sie zehn Worte gewechselt, da hatte es wild an die Tür gepocht, eine Stimme hatte „Im Namen der Nation!“ gebrüllt, dann waren drei verwahrloste Kerle mit der Tricolore ins Zimmer gestapft, hatten ein Kreuzverhör mit ihm angestellt, ihn endlich fortgeschleppt, in einen Wagen gestoßen und hier wieder ausgeladen.

Das war alles so rasch vorübergegangen und so nebelhaft in seiner Erinnerung, daß er sich kaum an eines der Worte, die er mit seinen Häschern gesprochen hatte, erinnern konnte. Nur eins stand noch bildhaft vor ihm: der Weg, den er gestern gegangen; die weite Wiese, auf der das Mondlicht lag; der Heugeruch, das Grillenzirpen, der letzte Wind, der durch Ried und Gräser strich, und am Himmelsrand der schwere, schwarze Wald. Eine kleine Melodie hatte sich in sein Herz geschlichen und die An-

fangsworte eines neuen Liedes. Wie hatte er sich auf den Heimweg gefreut, da er im helleren Glanz des Mondes, in der tieferen Stille der Spätnacht das kleine Lied zu Ende hätte denken können! Und das alles hatten die plumpen Hände zerstört. Zorn faßte ihn. Wer hatte das Recht, seine Dichterträume zu stören? Das Bild seines Bruders tauchte plötzlich vor ihm auf. Josef wohnte bei den Eltern in der großen Stadt, trieb sich den ganzen Tag in den Straßen umher und schrieb wilde Lieder zur Feier der Revolution, jener Revolution, die ihn — André — gestern gefnebelt hatte. Das war sein Bruder. Meilen, Meilen trennten ihn von dem. André hörte plötzlich das Rochen seines Herzens. Langsam, schmerzhaft fiel der Traumschleier von ihm, heller wurde der fahle Morgenhimmel, der durchs Gitterfenster glogte, Schritte klapperten über den Gefängnishof, die Zellengenossen atmeten, stöhnten im Schlaf. André fuhr auf. Er war nicht allein. Die Luft mit anderen Menschen teilen müssen und das farge Licht — nicht allein sein!

Die Tür rasselte. Ein Sansculotte trat ein. Ein stechender Blick traf den Dichter, ein Schädeld beugte sich über ihn, schmierige Haarstrahlen streiften sein Gesicht. „Ein Neuer“, krächzte eine versoffene Stimme. „Noch nicht eingewöhnt. Wird sich schon machen — nicht wahr?“ wandte sich der Wächter an einen zweiten Gefangenen, der verschlafen auffuhr und verstört in den fahlen Morgen starrte.

Dann fiel die schwere Tür wieder ins Schloß. Nach und nach erwachten die anderen Zellengenossen. Keiner sprach. Träge, mit mechanischen, marionettenhaften Bewegungen erhoben sie sich, trotteten zum Wasserbottich, wuschen sich müde, der und jener bürstete seine Kleider; dann schüttelten sie das Stroh zusammen, warfen sich wieder darauf und starrten zur Decke.

Eine Weile wieder war nichts zu hören als feuchendes Atmen.

Ein junger Mensch, dessen Kleider noch nicht so beschmutzt waren wie die der anderen, schlich nach dem Lager eines Alten.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ flüsterte er, „bleiben wir den ganzen Tag über hier?“

Der Alte blickte mißtrauisch nach der Tür. „Sag' Bürger und sag' du! Wenn dich der

Wärter hört! Und sprich nicht so viel! Man soll nicht sprechen hier."

Nun fühlte André den unerträglich dumpfen Dunst der Zelle. Ein Heimweh stieg in ihm auf nach dem Heuduft seiner Wiesen und wurde so stark, daß ihm die Tränen in die Kehle quollen.

Das Schritteprallen im Hofe klang häufiger, stärker wurde das fahle Tageslicht.

Wieder rasselte die Tür. Der Sansculotte trat ein mit ein paar schmierigen, hochgeschürzten Weibern. Frech blickte die eine André Chénier ins Gesicht. Dann stieß sie eine andere an und sagte laut: „Das ist ein Feiner! Das wär' was!"

Sie trat näher, griff nach Andrés Kinn. Er wich zurück. Das Weib lachte giftig. „Ah, noch ein bißchen schüchtern! Wird schon anders werden!"

„Hinaus, ihr alle!" schrie der Sansculotte die Gefangenen an.

Angstlich schlüpfen sie fort, einer hinter dem andern. Die Weiber schürzten die Röcke noch höher, faßten die Besen und wühlten den dicken Staub auf. — — —

Mühsam schob André Chénier sich durch das Gewoge im Gefängnisgang. Langsam krochen die Gefangenen. Und wenn ein schlüpfelklappernder Wächter nahte, drückten sie sich aneinander wie todgeweihte Schafe, wenn der Fleischer kommt. Wenige sprachen. Neue, die Fragen stellten, erhielten keine Antwort. Man sah sie nur mit einem schiefen, prüfenden Blick an und ging weiter. Vielleicht war der Neue ein Spion! Vielleicht waren sie alle ringsum Spione, die einen aushorchen sollten!

Alte Aristokraten, die einst die Peitsche geschwungen hatten über ihre Untertanen, Richter, die tausend Todesurteile gefällt, Girondisten und Konstitutionelle, die einst mit der Gewalt der Worte ihre Hörer fortgerissen hatten, sie alle waren stumm, zermürbt und stumpf geworden. Derselbe fahle, geistlose Glanz lag in aller Augen. Entsetzt sah ihn André Chénier. Würde er auch so werden nach Wochen und Monaten?

Schon hörte er vom Ende des Ganges her die heifere Stimme die Gästlinge wieder in ihre Zelle treiben. Da riß es ihn auf. Eine Gestalt schwebte an ihm vorüber. Schwebte, als schritte sie über heuduftende, mondüberglänzte Wiesen im Gehölz von Versailles.

Gebannt blickte er ihr nach. Da wandte sie sich um, und ihn traf der Blick großer, lachender Augen. Blau waren sie wie noch gestern der Himmel über ihm. Ein paar Stirnlöckchen nickten, blonde Löckchen, so blond wie das Ahrenfeld, in dem der Abendwind sang, gestern abend noch.

Als André Chénier wieder in seiner Zelle saß, erstand die leise Melodie, die er gestern bei seiner Wanderung gehört und in der bösen Nacht vergessen hatte. Worte fanden sich, Klängen, Klängen wie Glöckchen. Und als der schmutzige Wächter die Suppe brachte und die Glocke von Notre-Dame leise wie aus weiter Ferne sich durch die schweren Mauern stahl, hatte André ein kleines Lied erdacht von einem so reinen und tiefen Klang, wie er ihm noch nie beschert gewesen.

„Josephhe!" rief Frau Chénier schon zum drittenmal aus dem Speisezimmer nach dem Arbeitsraum ihres Lieblingssohnes hinüber. „Josephhe, das Diner ist fertig!" Aber nur ein unwilliges Knurren antwortete und nervöse, hastige Schritte.

Der Dichter der Revolution, wie ihn die Männer des Wohlfahrtsausschusses nannten, rannte nun schon den ganzen Nachmittag auf und ab in tiefen Gedanken. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, kaute an der Kielfeder und warf ein paar Zeilen aufs Papier, dann fuhr er durch das wilde Citoyenhaar und nahm seinen Rundgang wieder auf.

Noch einmal rief die Mutter. Josephhe schmiß die Feder auf den Schreibtisch, stampfte mit dem Fuße, daß der Bendel der Diana-Bendüle in ängstliches Schwingen kam, schlug die rotweißblaue Portièrè zurück und trat ins Zimmer. „Ich verstehe dich nicht, Mama. Du weißt doch, daß ich arbeite!"

Demütig sah die weißhaarige Dame zu ihm auf: „Ich weiß, mein Josephhe; aber eben darum mußt du essen. Du brichst sonst zusammen." Behutsam trat sie näher und küßte seine Stirne. „Mein Poet!" sagte sie leise.

Josephhe kaute schon an einer Artischoke. „Sawohl, ich breche noch zusammen, wenn es so fortgeht. Binnen zehn Tagen soll mein Gedicht an die republikanische Tugend fertig sein. Es werden bei sechshundert Alexandriner. Wenn ich nicht, ohne mich zu rühmen, so sprachgewandt wäre . . ."

„Das bist du, Josephhe, bei der Göttin der Vernunft, das bist du . . .“

Lachelnd fuhr er ihr in die Rede: „Mama, du weißt doch, daß Bürger Robespierre das höchste Wesen proklamiert hat!“

„Ich vergaß, verzeih, mein großer Sohn!“

„In diesen republikanischen Göttern findet sich niemand mehr zurecht,“ sagte die leise Stimme eines kleinen Herrn, der aus seinem Lehnstuhl aufstand und sich an den Tisch setzte.

„Papa, du wirfst dich noch um den Kopf reden! Ich als treuer Patriot kann solchen Lästerungen nicht zuhören!“

„Du nimmst auf Josephhe nicht die mindeste Rücksicht. Ihm kann das Geringste schaden. Was man bei anderen nicht beachtet, bei ihm, der in aller Munde ist, der — ach, wie viele! — Feinde und Neider hat . . .“

„Ich spreche ja nichts mehr,“ sagte der alte Herr noch leiser und drückte sich in seinen steif-lehnigen Sessel.

Die beiden kümmerten sich nicht mehr um ihn. Josephhe setzte der aufhorchenden, jedes Wort einsaugenden Mutter den Plan des bestellten Gedichts auseinander.

In eine Pause hinein sagte der Alte mehr für sich selbst: „Wollte nicht André heute kommen?“

Die Mutter lachte hart und kurz auf: „André? Ich glaube, der weiß nicht mehr, daß wir auf der Welt sind. Wenn wir nicht Josephhe hätten!“

Der Dichter trank sein Glas Likör leer, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. „André ist sonderbar. Ich verstehe nicht, wie man so seine Zeit vergeuden kann. Er tut doch nichts als in Wald und Wiesen herumlaufen, im Gras liegen und in die Sonne schauen. Und das in einer Zeit, da das Vaterland jeden Mann braucht. Ich verstehe ihn nicht.“

„Ja, wir verstehen ihn alle nicht mehr. Das heißt, Papa . . .“

In des alten Herrn Blick trat ein scheues Leuchten. Sehnsucht lag darin nach Sonne, Grün und Stille: „Ich verstehe ihn,“ sagte er leise.

Der Türhammer fiel; zum zweitenmal. Der alte Herr kroch aus seinem Sessel auf und ging.

Erregte Worte; ein unterdrückter Schrei. Dann Stille. Endlich kam der Vater zurück.

Er war blaß, und seine Augen waren felt-

sam starr. Er ließ sich in den Sessel fallen, taub gegen jede Frage.

Plötzlich raffte er sich auf. Seine Bewegungen waren mit einemal bestimmt und ziel-sicher. Er ging zum Schrank und nahm seinen Staatsrock. Mühsam rang sich jedes seiner Worte los: „André sitzt in Saint-Lazare. Ich geh' zum Robespierre.“

„Papa!“

„Papa! Mach doch keine Unüberlegtheit! Du schadest meiner Laufbahn!“

Der kleine Herr wandte um ein wenig den Kopf: „Wenn es so weitergeht, endet unser aller Laufbahn — ihr wißt schon, wo.“

Die Tür fiel ins Schloß.

Die Mutter räumte den Tisch ab.

Und Josephhe Chénier pries weiter in feingedrechselten Alexandrinern die republikanische Tugend.

Das Haus in der Rue Saint-Honoré, vor dem der alte Chénier aufatmend hielt, war hell und freundlich. Auf dem hohen Giebeldach ruhte die Sonne des Thermidor, aus dem Schornstein stiegen kerzengerade fröhliche Wölkchen in den seidigblauen Himmel, die Mauern glänzten schneeweiß getüncht, rosenrote Gardinen blähten sich im leisen Wind, und in den Fenstern blühten Geranien und Vergißmeinnicht. Im Hausgang roch es nach Äpfeln und frischem Brot.

Ein blondes Mädchen gab dem Vater Chénier Auskunft. Der Bürger Robespierre — ihr Gesicht trug einen Schein der Andacht, als sie den Namen aussprach — saß im Garten. Aber — sie runzelte die Stirn — er wolle, glaube sie, nicht gestört werden, da er Großes zu denken habe.

Der kleine Herr wischte den Schweiß von der Stirn und sagte mit zitternder Stimme: „Ich muß ihn dennoch sprechen.“

Das blonde Mädchen hob die Schultern, wies den Weg und verschwand.

Ein fröhlich-buntes Gärtlein grüßte. Rosen dufteten in reifer Fülle, weißer Jasmin schimmerte, Johannisbeeren leuchteten aus dem Grün, abseits in der vollen Sonne streckten sich Gemüsebeete, Spargel und Blumenkohl.

Der alte Chénier aber sah nichts von all der Helle und Freundlichkeit. Klopfenden Herzens schritt er über den sorgsam gereinigten Kies-

weg, behutsam auftretend, als dürfe er die Sommerstille nicht stören. Ängstlich blickte er nach den dichten hohen Nußbäumen im Hintergrund, die — ihm schien es so — drohend aus dem lichten Bild sich abhoben.

Im Schatten dieser Bäume, auf einer Rasenbank saß ein Mann. Den Hut in den zitternden Händen, den Atem anhaltend, stand der alte Chénier vor dem Einsamen, der ins Blättergrün auf sah nach einem leise singenden Vogel.

Ruckartig wandte der Sitzende endlich das Haupt. Ein tiefblaues Gesicht, starre, funkelnde Augen.

Chénier verbeugte sich. „Bürger Robespierre...“ stammelte er.

„Nimm Platz, Bürger!“ Eine leise Stimme sagte es. „Nimm Platz!“

Zitternd setzte sich der Alte. Die starren Augen ruhten auf ihm.

„Du wünschst?“

„Bürger Robespierre, ich habe einen Sohn...“

„Ich weiß, ich weiß. Wer kennt ihn nicht, den Dichter unserer glorreichen Republik!“

Chénier schüttelte den Kopf. „Ich spreche nicht von Joseph; ich spreche von André, meinem jüngeren.“

„Den kenne ich nicht.“

„Ich glaub' es. Wenige kennen ihn. Er hat so still gelebt. Draußen im Wald in einem kleinen Haus. Nur seiner Wiege, seinen Träumen.“

Robespierre senkte den sorgsam frisierten Kopf. „Seinen Träumen.“ Dann hob er den Blick. „Nur seinen Träumen: Was tut er fürs Vaterland?“

Der alte Chénier errötete. „Verurteile ihn nicht, Bürger Robespierre. Er ist ein Eigener. Wenn er durch die Wiesen geht des Morgens oder im Mondglanz, da baut er seine Welt, eine stille Welt.“

Der starre Zug um Robespierres Mund löste sich, sein Auge verlor den harten Glanz für einen Augenblick. „Eine stille Welt.“ Er raffte sich auf. Seine Stimme klang scharf. „Er wird sich verträumen. Das Land braucht Taten!“

Der alte Chénier sah, sich sammelnd, auf den Boden nieder in den Blätterschatten der Bäume. Dann blickte er langsam auf, leise, geheimnisvoll klang's: „Bürger Robespierre, ich

glaube, die Tat wird kommen. Ich weiß nicht welche, aber ich fühl's, sie reift.“

„Du fühlst, du glaubst. Wir brauchen rasche Tat. Das Land ist in Gefahr. Jeder Arm tut not.“ Ungeduld trat in seine Züge. „Was ist's mit deinem Sohn? Warum bist du bei mir?“

Der alte Chénier erblaßte: „Er ist — in Saint-Lazare.“

Robespierres Mund weitete sich. Der Kopf grub sich in die Halskrause; ein mißtrauischer Blick traf den Alten. „In Saint-Lazare? Weshalb?“

„Das weiß ich nicht. Aber er ist unschuldig. Bürger Sohn? Warum bist du bei mir?“

„Das wird sich weisen. Das Tribunal wird sprechen.“

„Bürger Robespierre, das Tribunal...“

Ein grüner Glanz trat in des Diktators Augen: „Das Tribunal, Bürger Chénier, ist gerecht!“

Der alte Chénier erschraf: „Gewiß, gewiß. Das Tribunal ist gerecht. Aber ... es braucht geraume Zeit, bis es entscheidet, und“, ein Aufschrei war's, „André braucht Sonne und Wald, seine Seele stirbt in den Mauern!“

Wieder blickte Robespierre zu Boden. Für einen Augenblick trat ein irres, verfolgtes Suchen in seine Augen: „Die ganze Welt ist von Mauern umschlossen.“ Eine Weile Schweigen. Dann sah Robespierre wieder auf: „Dein Sohn hat seinen Träumen gelebt, sagst du. Ist er ein Poet?“

„Ja, Bürger Robespierre“, antwortete der Alte leise.

Robespierre überlegte. Dann murmelte er: „Joseph läßt nach. Es mangelt ihm an Feuer. Bürger Chénier, wir brauchen einen Dichter, in dem die ganze Blut dieser Zeit lebt. Ich werde mit deinem Sohne sprechen.“ Er erhob sich.

Der alte Chénier zitterte. „Dank, tausend Dank! Dank!“ Er haschte nach Robespierres Hand.

Der wehrte ab. „Laß! Ich bin kein Tyrann, bin ein Bürger wie du und jeder.“

Langsam, von der Last seines Glückes bedrückt, ging der alte Chénier aus dem Garten. Satter Nachmittagsglanz lag auf Beeten und Bäumen. Der kleine Fink im Nußbaum begann sein Lied.

Als der Alte auf die Straße trat, fuhr ein Karren vorüber, der Place de la Concorde zu. Todblasse Menschen führte er. Der alte Chénier hielt sich den Hut vors Gesicht, um nichts zu sehen.

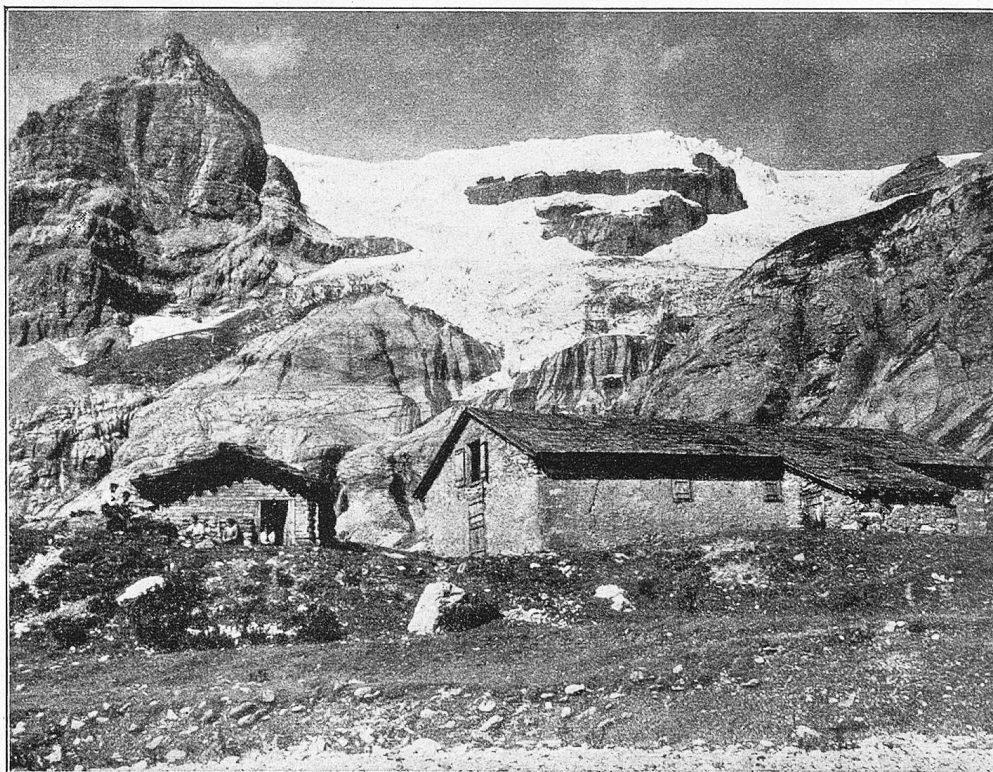
Schwer lag die Blut des Thermidor über der engen Straße.

Ein bescheidener Strahl der Sommer Sonne fiel durch ein Gitterfenster in Saint-Lazare auf

die Gedankenfülle, eine seltsame Unruhe ergriff ihn.

Und dann sah er sie. Sie schwebte vorüber wie das erstemal, ihre Augen leuchteten wie der Himmel und ihr Haar war blond wie das Ahrenfeld am Rande des Waldes von Versailles. Und in diesen Augen lag so viel Glanz und Fröhlichkeit, als wäre sie eine Schäferin, die auf einer weiten, prangenden Wiese tanzte, und keine Gefangene von Saint-Lazare.

Aus diesem Bild erstand für André Ché-



Die Ober-Sandalp (1938 m) 4½ Stunden von Vinthal am Sandalppaß gelegen.
Links oben der Nordspitzalpelistock (2918 m).

ein Blatt Papier, das André Chénier mit krausen Zeichen bedeckte. Noch immer stöhnten die Zellengenossen im unruhigen Schlummer, noch immer lagen Staub und Schmutz auf Boden und Lagerstätten. Aber André hörte und sah das alles nicht. Er lebte weit draußen in einem wundervollen Land voll Grün und Duft, in Wiesen und Wäldern, erfüllt von Vogelsang, überglänzt von reichster Sonne. In ihm blühte es wie nie zuvor von wundervollen Gedanken, von silbernem Vers und Reim. Er kannte niemand seiner Leidensgefährten, er sprach mit keinem. Nur wenn die Stunde kam, da sie alle nach dem Korridor getrieben wurden, stockte

nier eine ganze Frühlingswelt. Nie hatte er sie angesprochen, nie geforscht, wer sie sei. Ihm kaum bewußte Scheu hielt ihn zurück. Dies Wesen durfte nicht sprechen wie andere Menschen, durfte keinen gewöhnlichen sterblichen Namen tragen. Für ihn war sie die Entfernte, die Unerreichbare. „An die junge Gefangene“ überschrieb er seine Gedichte. Unter diesem Namen — so spann sein Dichterehrgeiz den Traum — sollte sie fortleben in fernen Zeiten. Ein Wunsch aber hatte ihn nach und nach ganz erfaßt. Sie sollte seine Verse lesen, sollte wissen, daß in dieser toten Umwelt ein Mensch lebte, dem sie — die junge Gefangene — einen

Frühling gegeben, wie er noch keinen erlebt hatte. Hochenden Herzens trat er auf den Gang hinaus. Langsam, sich zur Ruhe zwingend, schritt er auf und ab. Da endlich: ein weißes Kleid, gleich einer hellen, schwebenden Wolke. Mühsam bahnte André sich durchs Gedränge einen Weg. Als er ihr die Zettel zu- steckte, fühlte er die Weichheit ihrer Hand. Mit einem fragenden Lächeln blickte sie ihn an. André nickte und trat zurück. Mit doppelter Macht umschloß ihn die Frühlingswelt seiner Träume.

Tag um Tag ging dahin. Eine Perlenkette für André, Tag um Tag steckte er der jungen Gefangenen seinen Zettel zu, ein lieber Blick aus den blauen Augen lohnte ihm, und noch heller ward der Sonnenglanz seines Traumes.

Er hatte eben sein schönstes Gedicht geschrieben. Sein schönstes, das mußte er. Er erstaunte, als er's überlas. Voll tiefster Ungeduld wartete er. Die junge Gefangene kam nicht. Er wartete, wartete. Endlich! André trat das Blut zu Herzen. Sie war nicht allein. Ein kräftiger Herr schritt ihr zur Seite, trug ihr *Réticule*, beugte sich dann und wann zu ihr herab und flüsterte ihr ein Wort zu. Als sie vorüberschritten, traf André ein neugieriger Blick des Fremden. Im fahlen Licht des Korridors sah der Dichter deutlich das volle Gesicht. Breite Lippen trug es, die feste, tierische Zähne sehen ließen, grüne Augen, in denen eine Welt von Nüchternheit lag. Wie ein Spuß zog's an ihm vorüber.

Den ganzen Tag lang saß André am Gitterfenster. Oft und oft setzte er die Feder an. Er schrieb keine Zeile. Der Wälderduft verwehte, das Grün der Felder erblaßte, schwarzes Gewölk zog über seine Sonne. Schwer keuchte der Atem der Genossen durch die Zelle. Grau war das Licht, das durch die Fenster fiel, hart und kalt die Gitterstäbe.

In der Halle zu Saint-Lazare drängten die wachthabenden Sansculotten aneinander wie eine Hühnerschar. Soeben war er um die Ecke verschwunden, noch hatte man das Ende des sorgsam gedrehten Bopfes gesehen, noch hörte man den Hall seiner Schritte. Was er wohl hier wollte? Er kam nie in die Gefängnisse. Auf der Tribüne im Saal der Deputierten und im stillen Hause in der Rue Honoré verlebte er seine Tage. Manche der Sansculotten sahen ihn zum erstenmal.

Der Kerkermeister öffnete die schwere Eisentür und rief in die Zelle hinein: „Bürger Chénier!“

André schrak auf.

„Vorwärts, vorwärts, man will dich sprechen!“

Er führte André in das einzige Zimmer des Hauses, dessen Fenster keine Gitter trugen. Der Dichter sah hinaus in den sonnigen Garten. Das Licht blendete ihn. So viel Luft! Und Bäume! Hohe, rauschende, tiefgrüne Bäume! André sog die Luft in sich ein wie einen ungewohnten Trank. Schwindel schüttelte ihn, Sehnsucht nach Freiheit schlich in sein Blut.

Zwischen ihn und den hellen Ausblick trat die Gestalt eines kleinen Mannes. Tiefliegende, starr gerade aus blickende Augen faßten ihn. „Bürger Chénier, kennst du mich?“

André schüttelte den Kopf.

Der breite Mund des andern verzerrte sich ein wenig. „Du bist wohl der einzige Mensch in Paris, der Robespierre nicht kennt.“

André riß es auf. Er verbeugte sich leicht.

„Laß diese Manieren aus der Königszeit. Du bist ein freier Bürger wie ich!“

Ein kurzes, bitteres Lachen. „Ein freier Bürger, in diesen Mauern?“

Starrer blickten die Augen: „Hast du dich zu beklagen?“

Die warme Luft strich um Andrés Haupt. Ein Fink schlug an.

„Ich — möchte — frei sein — frei!“

Robespierre senkte den Kopf, daß der Bopf der Puderfrisur wagerecht in die Luft stand. „Es wird sich weisen, ob du dessen würdig bist, Bürger Chénier. Jetzt antworte mir. Weshalb hat man dich hierhergebracht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dasselbe sagte dein Vater, als er bei mir war.“

„Mein Vater!“ Das Bild des kleinen, von Sorgen zermürbten Mannes stand vor ihm. Wie lange hatte er ihn nicht gesehen! Er hatte keine Zeit gehabt für andere, auch für den Treuesten nicht, den Vater. Leise Neue erfaßte ihn.

Immer noch ruhte Robespierres strenger Blick auf ihm. „Dein Vater sagte mir, du seiest ein Dichter. Was arbeitest du?“

André errötete. „Arbeiten. Kann man das Arbeit nennen? Ich schreibe nieder, was mir zufließt. Ich denke nicht viel dabei.“

Robespierre wandte sich und sah nach dem Garten. War das nicht auch seine geheime Sehnsucht? Nicht arbeiten, nur fühlen. In Wald und Garten die Vögel hören und Blumen pflegen. In den wenigen Stunden, die ihm sein Ziel ließ. Wie wenige Stunden! Denn sein Ziel war unerbittlich, trieb, riß, peitschte ihn fort. Und der schlanke Mensch vor ihm?"

„Hast du das immer so gehalten?"

„Ich glaube ja.“

Reid faßte Robespierre. Was ihm selbst nur feltene Feierstunden gewesen, das war dessen Leben?

„Ein leeres Leben also!"

Da sah André Chénier zum erstenmal frei auf, dem Jakobiner ins Gesicht. „O nein, mein Leben war reich.“

„Es war leer, sag' ich dir!" Heiser stieß es Robespierre hervor. Und dann ruhiger: „Dein Ziel?"

„Ziel? Was ist Ziel? Gott wird wissen, was er mit mir vorhat.“

Ein neuer, schärferer Blick voll tiefsten Mißtrauens. „Bist du Royalist?"

„Nein.“

„Orleanist?"

„Nein.“

„Also treuer Republikaner?"

„Ich weiß es nicht. Muß man denn etwas sein? Du selbst sagst, ich sei ein Dichter. Ist das nicht genug?"

Stärker ward die Mißgunst in Robespierre. Was ihm göttliche Aufgabe war, war diesem Träumer nichts?

„Genug, du bist ein Egoist. Ich will aber Milde üben und dich auf den rechten Weg führen. Das Vaterland braucht alle seine Söhne, jeder muß mit seinem Pfund wuchern. Bis alle Bösen zermalmt sind, bis das Reich Gottes anhebt" — in seine Augen trat ein irres Leuchten — „dann darfst du träumen, dann dürfen wir's alle. Jetzt," fuhr er drohend fort, „noch nicht! Jetzt noch nicht!" Und ruhiger: „Dir hat das höchste Wesen ein Talent gegeben mit Willen, daß du es für die Menschheit nütze. Bürger Chénier, du wirst dich verpflichten, dein ganzes Können in den Dienst der großen Sache zu stellen!"

„Bürger Robespierre, ich verstehe dich nicht ganz. Wie meinst du dies?"

Robespierre riß an der Halskrause. „Du

wirst bis morgen eine Ode schreiben, darin du die Segnungen des Wohlfahrtsausschusses preisest. Das Volk braucht schöne Worte. Schlag ein, und du bist frei.“

Frei, frei! jubelte es in André. Frei! Licht, Luft, Sonne, Träume, Schaffen nach seinem Herzen! Nein, das nicht. Schaffen, wie es der vor ihm wollte. Dinge besingen, die ihm gleichgültig, wenn nicht verächtlich waren. Ein Kerker, furchtbarer als der, dem er entrinnen würde. Und dann: das Bild der Blondin, Schwebenden erstieg vor ihm. Wäre es nicht Treulosigkeit, sie zu verlassen? Wenn sie ihn auch nicht mehr grüßte, wenn auch der Feiste mit den Raubtierzähnen das Licht ihrer Gestalt verdunkelte. Sie war ihm doch mehr als ein Weib. Als ein Geschöpf seiner Phantasie liebte er sie, als sein Kind. Und dann wieder voll Dankbarkeit, daß sie es war, die ihm die schönsten seiner Verse gegeben.

„Bürger Robespierre — ich kann nicht!"

Der Unterkiefer des Diktators schob sich vor. Razengleich drängte und duckte sich seine Gestalt. „Du willst nicht? Ist es nicht höchste Ehre, der Sänger des Vaterlandes zu heißen? Diese Ehre schlägst du aus? — Noch fünf Minuten Bedenkzeit.“

Robespierre kreuzte die Hände über dem Rücken und sah in den Garten. Und je tiefer sich sein Blick in das Grün der Bäume senkte, desto höher schwoll sein Haß gegen den, der diesem Grün ganz gehörte, der sich ihm, ungehemmt durch den furchtbaren Zielrang, überließ wie ein Kind den Mutterarmen.

Scharf wandte er sich um. „Nun?"

„Ich kann nicht.“

Robespierre nickte. „Gut.“

Der Sansculotte führte den Dichter wieder nach der Zelle. — — — — —

Am Abend dieses Tages trug Robespierres Schreiber in die geheime Liste einen neuen Namen ein.

Der dicke Begleiter der Blondin, Schwebenden, wie aus der Gefangenenliste ersichtlich, ein reicher Kaufmann aus Lyon, hatte des öfteren Unterredungen mit den Wächtern des Hauses. Es mußte doch auch unter den Sansculotten weichherzige und hilfreiche Menschen geben; denn in einer tiefdunklen Gewitternacht schlüpfen durch ein Hinterpförtchen von Saint-La-

zare zwei ver mummt e Gestalten, in einer engen Seitengasse wartete ein kleines Kabriolett, und bald sahen die beiden nur noch von ferne die Türme von Paris, wenn ein Blitz sie erleuchtete.

Ein paar Tage später standen zwei Glückliche auf Deck eines englischen Seglers, und der Herr Großkaufmann aus Lyon wollte seine erste ruhige Pfeife anzünden. Ein Fidibus fehlte. Da holte die junge Befreite aus ihrem

Réticule ein paar engbeschriebene Blätter. Ein Leuchten, ein schnelles Verkohlen, die Pfeife hatte guten Zug. —

Um dieselbe Stunde setzte Josephine Chénier aufatmend sein Finis unter die Hymne an die „Vertu républicaine“. —

Und um dieselbe Stunde endlich bestieg sein Bruder André den Karren. Das kleine Weib mordete eine Welt von Hoffnung und Schönheit.

Flucht.

Du fliehst aus Welt und Tag und suchst die Sonne
und Mond und Sterne deiner Einsamkeit.

Und weißt nicht, daß ein Strahl aus einer Seele
dir Licht und Glanz von tausend Welten spendet.

Gertrud Bürgi, Davos-Dorf.

Robert Hohlbaum.

Seiner Liebe für deutsches Wesen hat der junge österreichische Dichter Robert Hohlbaum in seinem Sonetten-Zyklus, betitelt „Deutschland“ beredten Ausdruck gegeben. Deutschlands markanteste Gestalten, von Wittekind bis Krupp, werden verherrlicht, und die Bewunderung für deutsche Art, die schon in mehreren früher erschienenen Novellen deutlich zu Tage trat, feiert in der hübsch illustrierten Sammlung ihren Triumph. Kleine rhythmische Fehler, die leicht zu ändern gewesen wären, stören zuweilen den starken Tonfall, z. B. im Sonett „Luther“:

„Doch eines woll'n wir heute an dir preisen,
du, zehnmal größer als die Neunmalweisen,
die fremder Zunge Wissensschwamm betört!
Du bist, befreit von römischen Gebeten,
als erster kühn vor deinen Herrn getreten
mit deutschem Wort. — Und Gott hat dich
gehört.“

Die Korrektur: Doch wollen heut wir eines an dir preisen, hätte der Dichter seiner Sprache zulieb vornehmen sollen. Freilich über solche Außerlichkeiten schaut man um der feinen Stimmungen und plastisch herausgearbeiteten Persönlichkeiten willen gern hinweg. Wer die 30 Sonette liest, durchwandert wirklich auf echt deutschem Boden, wo Eichenwälder Schatten spenden, Ströme rauschen, Dome zum Himmel ragen und in hochgiebligen Häusern Gelehrte

ihre Schätze sammeln, die Geschichte Deutschlands. Neben ihren wuchtigen Trägern fesselt die Wahrheit in den Gedichten „Deutsche Weihnacht“, „Raubritter“ und „Maschinen“. Z. B.:

„Im fremden Lande warst du uns verloren,
in deutscher Weihnacht wirst du neu geboren,
die stillen Friedens unser Herz berührt.
Und über uns'res Leids verschneiten Wegen
Strahlt klar und hoch des alten Sternes Segen,
der uns in deine tiefe Reinheit führt.“

Ferner:

„Dein Feind, der Krämer, bleibt auf ewig wach.
Wer in der Höhe haust, der wird gefällt.
Wer kriecht, besteht. Das ist der Lauf der Welt.“

Man mag über die Unmasse von Gedichtbüchern jammern, so viel man will, das Bändchen hat seine Berechtigung.

„Traumsonne sank. Was nützt es, zu beweinen
den weichen Tag, wenn harte Sterne scheinen!
Ein Tor, wer seiner Zeit Gebot entflieht.

Singt, Räder, singt, Hämmer, schlägt dröhnend
drein,

woge zum Himmel, roter Essenschein!

Brand, Räder, brems! Doch braust ein deutsches Lied!“

Mit dieser Sonettenfolge (Verlag Gebr. Stiepel in Reichenberg i. Böhmen 1923) hat der Dichter gleichsam nur seine Karte abgegeben. Den ganzen Hohlbaum lernen wir erst im „wil-